

Joachim B. Schmidt
Kalmann schweigt

ROMAN

Diogenes

Copyright © Joachim B. Schmidt, 2026
Covermotiv: Foto von Adam Biernat, ›Sheep of the Westfjords‹
Copyright © Adam Biernat

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2026–2028 mit einem Strukturbeitrag unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2026
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
150/26/44/1
ISBN 978 3 257 07395 9

Für mein Gotti
Julika Schoder

Þar breytist nótt í dag,
og dagur verður nótt.
Og okkur angrar helst að
andartakið líður alltof skjótt.

Dort die Nacht zum Tag erwacht
und der Tag bald wird zur Nacht.
Was uns am meisten traurig macht
den Augenblick zu schnell verbracht.

Jónas Friðrik Guðnason (1945–2023)



Schmetterling

Ein Geldschein riss sich los, wurde vom Wind erfasst und fortgetragen, flatterte wie ein Schmetterling über die Melrakkaslétta, diese schier endlose Ebene, benannt nach ihren vierbeinigen Bewohnern, den Polarfüchsen, die null Interesse an Geld haben. Ich schaute dem Schmetterling hinterher, stellte mir zumindest vor, dass es einer war, denn hier gibt es keine. Und prompt riss sich ein weiterer Geldschein los, flatterte dem ersten hinterher, also sah ich zu, dass ich die spröde Plastiktüte zurück in die Blechkiste stopfte, den verrosteten Revolver und die trübe Flasche Brennivín auch, Deckel zu, peng!

Ich sah mich nach allen Seiten um. Das ungute Gefühl, beobachtet zu werden, kroch unter meine Weste. Aber abgesehen von den paar Schafen, die in weiter Ferne grasten und mir keine Beachtung schenkten, war ich mausallein. Ich fragte mich, ob es Großvater war, der mich von oben beobachtete, weil Mutter mir versichert hatte, dass er mich stets begleite, zumindest ein Auge auf mich werfe, darauf könne ich mich nämlich verlassen. Inzwischen vergaß ich manchmal, dass wir ihn vor bald vier Jahren neben Großmutter auf Langanes begraben hatten. Ich vergaß, dass er nicht mehr im Häuschen am Tisch saß und in der Zeitung blätterte oder unten am Hafen arbeitete oder im Altenheim

in Húsavík aus dem Fenster starrte. Und dann tat es mir leid, dass ich vergessen hatte, wegen ihm traurig zu sein. Zum Glück gab es Dinge, die mich an ihn erinnerten. Die abgewetzte Kaffeetasse aus Emaille, der Hocker neben dem Eingang, auf den er sich immer gesetzt hatte, wenn ich ihm die Schnürsenkel band, der Wegweiser zum Altenheim in Húsavík, die Fischerboote draußen in der Bucht, der feuchte Geruch in meiner Lagerhalle oder der Geruch von Gammelhai und Kaffee und gesottenem Lammfleisch und Motoröl und Gummistiefeln ... Großvater versteckte sich in den unmöglichsten Dingen.

Aber nun fühlte ich mich von Großvater irgendwie im Stich gelassen. Also wandte ich mich wieder der mysteriösen Blechkiste zu, kniete mich auf den Boden und starrte sie an. Sie war dunkelgrün, schmutzig und rostig. Der Klappdeckel hatte einen Plastiktragegriff und zwei Verschlussaken aus Messing, voller Grünspan. Eine Werkzeugkiste aus einer Zeit, in der alles schwerer und stabiler war und nicht kaputtging.

Wie lange ich da so auf dem Boden kniete und starrte, kann ich unmöglich sagen. Wenn ich meinen Gedanken nachhänge, kann es nämlich vorkommen, dass ich von ihnen fortgetragen werde, wie dieser dicke Junge im Film *Up*, der sich im Haus des alten Mannes versteckt hält und zu spät bemerkt, dass das Haus abhebt und davonfliegt. Der Alte hat nämlich ganz viele Heliumballons daran befestigt. Ob sich das auch mit meinem Häuschen machen ließe?

Wenn Großvater noch am Leben gewesen wäre, zudem einigermaßen intakt da oben auf der Kommandobrücke, dann hätte ich die Blechkiste mit Schwung auf den Küchen-

tisch gehievt und ihn rundheraus gefragt, was es mit dem Geld und dem Revolver und der Flasche Schnaps auf sich habe. Ob er das alles da oben auf der Ebene versteckt habe, und wenn ja, wieso er dieses Geld nie geholt hatte, um es auszugeben oder aufs Sparkonto zu tun. Und ich hätte ihn gefragt, wie er zu dem vielen Geld gekommen war, und wo er den Revolver herhatte. Nur eine Frage konnte ich selbst beantworten: Was es mit der Schnapsflasche auf sich hatte. Eine Zeitlang hatte Großvater überall solche Flaschen gebunkert, manche voll, die meisten leer, unter der Couch zum Beispiel, in der Lagerhalle, in seiner Manteltasche, unterm Sitz des Land Rovers und in der Erste-Hilfe-Kiste in Petras Deckshäuschen. Nach einem Missgeschick, bei dem ich Petra versehentlich auf den Strand gefahren hatte, während Großvater betrunken in der kleinen Kajüte schnarchte, hatte er mit der Trinkerei aufgehört, und die Flaschen waren nach und nach verschwunden. In der Zeit war er meist schlecht gelaunt gewesen, hatte viel geschimpft, sich mit den Dorfbewohnern gestritten, wie ein Schlot gepafft, von früh bis spät gearbeitet und war oft aufs Meer gefahren, meistens allein. Und bald hatten die Selbstgespräche angefangen. Und ein paar Jahre später das Vergessen.

Manchmal frage ich mich, wann oder wo eine Geschichte beginnt. Ich frage mich, ob es eine bestimmte Stelle gibt, einen Moment, ein Wort, einen Gedanken vielleicht, der den Anfang einer Geschichte markiert. Und wenn man nun diese Stelle erkennen würde, dann wüsste man auch, wie die Geschichte zu verhindern wäre. Man würde die Stelle umgehen, den Moment verstreichen lassen, den Gedanken ver-

werfen und das ausschlaggebende, alles entscheidende Wort ungesagt lassen.

Aber wenn ich versuche, diese alles entscheidende Stelle zu finden, kommt mir Großvater in den Sinn, Großvater, immer. Deshalb wurde ich das Gefühl nicht los, dass auch diese Geschichte seinen Anfang bei ihm nahm, dass er verantwortlich war für alles, was passiert war und noch passieren würde; der Ermordete, der Messerstich, der Brand, mein Sterben. Der Moment, in dem ich mein Schicksal noch in die Hand hätte nehmen können, war darum längst verstrichen. Vielleicht war seine blöde Blechkiste der Auslöser. Vielleicht war sie der Grund, dass ich von einem Eisbären angegriffen worden war, dass ich beim Sturm aufs Kapitol meinen Cowboyhut verloren hatte, dass ein pensionierter CIA-Agent ein gutes Stück meines linken Ohrs weggeschossen hatte. Und dass ich versehentlich einen Berg mitsamt ebendiesem Agenten in die Luft gejagt hatte. Bumm.

Ich berührte mein Ohr.

Ein Stück fehlte, und es würde auch nicht nachwachsen, obwohl Ohren nie aufhören zu wachsen.

Mit einem schweren Seufzer ließ ich mich auf meinen Hintern fallen und verschränkte die Arme über den Knien. Von all den Gedanken und Erinnerungen und Fragen war mir schwindlig geworden. Sie hielten in meinem Kopf eine Informationsveranstaltung ab, bei der alle durcheinanderredeten. Ich versuchte, an nichts zu denken, was mir leider überhaupt nicht gelang. Es war mir noch nie gelungen, an nichts zu denken. Vielleicht gelingt das nur den Grönlandhaien, die in der totalen Schwärze der Tiefsee vor sich hin

schwimmen, in tranceähnlichem Zustand. Nur so hält man es vierhundertzwölf Jahre aus, so alt werden sie nämlich, die Grönlandhaie, sofern sie nicht in die Schleppnetze der Heckfänger geraten. Zudem haben Grönlandhaie sehr kleine Hirne, was beweist, dass man zum Überleben nicht intelligent sein muss.

Ob die Blechkiste wirklich Großvater gehörte? Schließlich hatte ich die handgezeichnete Karte, die mich zu dieser Stelle geführt hatte, bei Lúlli Lenin gefunden, seinem einstigen Weggefährten und Genossen. Lúlli war von einem CIA-Agenten ermordet worden, während er friedlich in seinem Stubensessel gesessen hatte, den Nachrufen im Radio lauschend, die abgesägte Schrotflinte quer über den Schoß gelegt, den Finger am Abzug. »Execution-style«, hieß es in den Medien. Eine Kugel in den Kopf, und eine zweite ins Herz. Peng-peng. Es war so schnell passiert, dass Lúlli Lenin seine Schrotflinte nicht mehr hatte abfeuern können.

Diese Hinrichtung hatte weltweit Schlagzeilen gemacht, so etwas passiert schließlich nicht alle Tage, ganz bestimmt nicht in Raufarhöfn. Seitdem war Lúlli Lenins Haus versiegelt, stand leer und tot am Fuße des Hanges, am südlichen Ende des Dorfes und schien niemanden mehr zu interessieren.

Mich schon.



Schatzkarte

Es handle sich quasi um ein Missverständnis, hatte ich Sæmundur sagen hören, als der Hafenmeister sich mit Siggi über Lúlli Lenins Haus unterhalten hatte. Ich hatte Siggi geholfen, seine vollen Bottiche vom Boot auf den Pier zu hieven. Sæmundur, der schon mit dem Gabelstapler wartete, erlaubte mir manchmal, den Kran zu bedienen. Danach spritzte ich die leeren Bottiche mit einem Schlauch ab, und wenn es mir mit den Möwen zu bunt wurde, bekamen auch sie was ab.

»Das machst du wunderbar!«, lobte mich Sæmundur dann.

Weil er sich ums Verrecken nicht am Knie operieren lassen wollte, hinkte der alte Seebär und verließ seinen Container nur, wenn er unbedingt musste. Darum war er oft auf meine Hilfe angewiesen. Obwohl es rau und kühl gewesen war, war es ein schweißtreibender Sommer gewesen. Verückt viel zu tun! Für Halldór hatte ich auf dem Sportplatz und auf dem Campingplatz Rasen gemäht, das Dach der Rettungswagen-Garage gestrichen und Ölstand, Kühlmittelstand und Reifendruck seiner Fahrzeuge überprüft. Zusammen mit ein paar Leuten aus Raufarhöfn hatten wir die wuchernden Lupinen beim Arctic Henge beseitigt, die inzwischen schon wieder nachgewachsen waren. Lupinen

sind wie Sæmundurs Ohrhaare und wachsen üppig, obwohl man nicht damit rechnet, dass da überhaupt etwas wächst.

Sæmundur und Siggí unterhielten sich also über Lúllis Haus, beschwerten sich auch über die Behörden, und so erfuhr ich, dass die Polizei den Tatort nach der Durchsuchung verriegelt und versiegelt hatte. Seitdem war das Haus bei den Behörden in Vergessenheit geraten, wie sowieso ganz Raufarhöfn. Siggí sagte, das sei nun mal üblich in einer schlecht geführten Bürokratie, und Sæmundur wusste, dass Lúlli keine Nachkommen hatte, zumindest keine, die sich für ein muffiges, baufälliges Haus im nördlichsten Kaff Islands interessierten, und wohl darum, so der alte Hafenmeister, stehe das Haus noch immer leer.

Drei lange Jahre passierte nichts – bis plötzlich etwas passierte: Eine Bauschuttmulde wurde vor Lúllis Haus abgestellt, und wenige Tage später kamen ein paar braun gebrannte Männer in einem Toyota-Kleinbus angefahren, um das Haus auszuräumen. Sie warfen ratzefutz alles in die Schuttmulde, Kleider, Stühle, Betten, Matratzen, Tische, Geschirr, Teppiche, Einbauschränke, eine alte Kloschüssel und sogar die alten Radios, die Lúlli Lenin so gern gemocht hatte. Die Männer hatten sich im Hotel Arctica einquartiert, sie rauchten, wirkten rundum zufrieden und nickten mir manchmal zu, wenn ich sie bei der Arbeit beobachtete. Einer bot mir sogar eine Zigarette an, aber ich sagte laut und deutlich: »No, thank you!«

»Howdy, Sheriff!«, riefen sie fortan, und ich machte jeweils einen Militärsalut.

Irgendwann war die Mulde voll, und die Männer machten sich aus dem Staub. Sie ließen ein leeres, komplett aus-

gehöhlt Haus und eine übervolle Schuttmulde zurück. Einige Möbel, die darin keinen Platz gehabt hatten, standen daneben.

Wie seltsam es sich anfühlte, den berühmten Sessel zu sehen, in dem Lúlli Lenin seine letzten Atemzüge getan hatte. Die Arbeiter hatten von dem Mordfall bestimmt nichts gewusst, als sie den Sessel aus dem Haus getragen und neben der Schuttmulde abgestellt hatten.

Es war ein bequemer Ohrensessel, der Stoffbezug war jägergrün, dunkel und flauschig, wenn auch ein wenig abgewetzt. Wer müde war oder darin umgebracht wurde, kippte sanft gegen eine der gepolsterten Kopfstützen.

Mir schauderte. Tatsächlich bemerkte ich einen tellergroßen, dunklen Fleck an der Rückenlehne; mit Sicherheit ein Blutfleck, eingetrocknet, war ja schon ne Weile her, der Mord. Mir macht Blut nichts aus. Also setzte ich mich in den Sessel, zog einen rostigen Eimer heran und legte die Füße hoch. Es war aufregend, unter freiem Himmel zu sitzen. Vielleicht würde ich den Sessel vor meinem Häuschen platzieren, bei gutem Wetter zum Hafen schauen und Sæmundur und Jú-Jú und Siggí bei der Arbeit beobachten. Halldór würde mir den Sessel bestimmt in seinem Pick-up zu meinem Häuschen fahren. Aber wenn da Blut an der Rückenlehne war, müsste da nicht auch –? War die Pistolenkugel –?

Tatsächlich. Im Polster war ein Loch, klein nur, man musste schon sehr genau hingucken. Aber als ich meinen Zeigefinger in den Stoff steckte, war der Fall klar: Der arme Lúlli Lenin war von der Pistolenkugel glatt durchbohrt worden.

Ich untersuchte den Sessel und fand ein weiteres Loch auf der Rückseite, wo die Kugel ausgetreten war. Bestimmt hatte sie in der Hauswand gesteckt, und die Polizei hatte das Geschoss mit Einweghandschuhen aus der Wand geklaut, in einen kleinen Plastikbeutel fallen lassen und als Beweismittel mitgenommen. So macht man das nämlich immer. Das ist die Regel.

An der Stelle, wo die Kugel ausgetreten war, war ein Riss im Stoff, und als ich ihn ein wenig größer machte, hielt ich plötzlich ein Stück Papier in der Hand, zusammengefoldet und vergilbt.

»Kalmann, was machst du da?«

Ich ließ vor Schreck beinahe den Zettel fallen. Rebekka, die im Ort Bademeisterin war, stand nur wenige Meter hinter mir auf dem Gehsteig und sah mich fragend an, ihr Hund Prins ebenso – ich vermutete es zumindest, denn seine Hundeaugen waren hinter seinen langen Hundehaaren verborgen.

»Nichts!«, entfuhr es mir, wofür ich mich sofort schämte, denn es war eine Lüge. »Ich hab nur nachsehen wollen, ob eine Pistolenkugel im Sessel steckt.«

Rebekka runzelte die Stirn, und mir fiel einmal mehr auf, wie braun gebrannt sie war, so, als bade sie täglich in der Sonne, an einem Strand, den es in Island nirgendwo gibt.

»Und? Hast du was gefunden?«

»Nein«, sagte ich und machte eine Faust, damit Rebekka den Zettel in meiner Hand nicht sehen konnte.

»Was versteckst du denn da?«

»Bloß Papier.« Jetzt wurde ich auch noch rot im Gesicht.

»Also keine Pistolenkugel?«

»Nein.« Ich hielt den Zettel hoch und war erleichtert, als Rebekka sich nicht dafür zu interessieren schien. Nur ihr Hund Prins hob die Nase in die Luft und schnupperte, was wegen seiner langen Haare aussah, als schöbe er sie zwischen zwei Vorhängen hindurch.

»Na dann«, sagte Rebekka und zog an der Hundeleine. Vergeblich. Prins wollte bleiben. Also fragte sie mich, ob ich denn nicht auch mal ins Schwimmbad kommen wolle.

»Nei, takk!«, antwortete ich. Eine Erinnerung an früher rempelte mich an. Ich war älter als meine Mitschüler gewesen, und der Einzige, der unten behaart gewesen war – ganz zur Belustigung meiner Mitschüler im Schwimmunterricht.

»Und im Fitnessstudio könntest du dich auch mal sehen lassen.«

Rebekka ließ nicht locker. Oder flirtete sie mit mir? Sie war nämlich eine der jüngeren Frauen hier im Dorf, jünger sogar als ich. Bloß leider schon verheiratet, und zwar mit Birgir, der war Maschinist und tätowiert, aber man bekam ihn nur selten zu Gesicht, weil er auf einem der großen Heckfänger in Dalvík angeheuert hatte und monatelang wegblieb, den Meeresboden mit Schleppnetzen abkämte und bis weit über die isländischen Hoheitsgewässer hinausfuhr. Und wenn er zwischen seinen Touren hier war, dann arbeitete er am Haus oder war im Fitnessstudio bei seiner Frau, und wahrscheinlich hatten sie ständig Sex, das vermutete zumindest Núi, der mehr über Sex wusste als ich, etwa, dass Seemänner nach vielen Wochen auf hoher See Hoden haben so prall wie Elínborgs Einkaufstüten in der Shoppingmall.

»Lieber nicht«, sagte ich.

»Ich kann dir zeigen, wie man die Fitnessgeräte bedient. Macht enorm viel Spaß.«

Ich dachte an Flucht, doch es war, als hätte ich einen Platten.

»Zu viel Spaß ist nicht gut«, sagte ich, und weil Rebekka ein verwirrtes Gesicht machte, musste ich ihr erklären, dass die Zeit schneller vergeht, wenn man Spaß hat. Und dann ist man schneller tot.

Damit drehte ich mich um und lief davon, merkte aber sofort, wie bescheuert ich dabei aussah, also tat ich, als jogge ich, und geriet prompt außer Atem. Ich drehte mich um und sah, wie Prins an den Sessel pinkelte.

Nói bestätigte meine Vermutung. Ich hatte ihn umgehend mit dem Laptop auf Messenger angerufen und hielt den Zettel in die Kamera.

»Dude!«, sagte er. »Das sieht aus wie eine Schatzkarte!«

»Oder?«

»Treasure hunt, baby!« Dann ärgerte er sich, denn wenn er nicht so verrückt viel zu tun hätte, würde er sich auf die Socken machen und mit mir zusammen den Schatz oder das Skelett oder was auch immer suchen gehen.

»Raufarhöfn ist sechshundertneun Kilometer von Reykjavík entfernt«, ermahnte ich ihn. Mir war aufgefallen, dass er stets in seinem Zimmer war, wann immer er mich anrief, obwohl er manchmal behauptete, irgendwo arbeiten zu müssen. Vielleicht sagte er ja auch nicht immer die Wahrheit.

»Weißt du denn, wo die Stelle ist?«, fragte er.

Ich schaute mir den Zettel genauer an, die skizzierten Markierungen und Pfeile und Zahlen und die abgekürzten Wörter. Und das X.

»Jap«, sagte ich zuversichtlich, da Landkarten so was wie ein Hobby von mir waren. Sie zu lesen fiel mir leichter, als Bücher zu lesen. »Mit *Djúp.* ist wahrscheinlich der See gemeint, und ich weiß, wo der alte Funkmast steht, auch wenn er längst umgefallen ist. Und der Pfeil deutet wahrscheinlich zum Leuchtturm auf –«

»Yo, buddy, nicht so schnell!«, unterbrach mich Nói, während er Google Maps öffnete. »Wie heißt der See?«

»Djúpavatn. Da bin ich oft mit Großvater angeln gegangen, aber die Fische waren eher klein.«

»War dein Großvater nicht delulu?«

Keine Ahnung, wieso mich Nóis Frage beleidigte, jedenfalls erwiderte ich, dass nur diejenigen normal seien, die Angst hätten aufzufallen.

»Hat dir das dein Großvater weismachen wollen?«

»Ich glaube schon.«

»Total delulu, sag ich doch.«

Es gelang uns, den umgefallenen Funkmast auf Google Maps zu entdecken und so die ungefähre X-Stelle auf der Skizze zu finden. Nói zoomte die Stelle heran, fand aber lediglich Pixel in Grün- und Brauntönen, also würde ich schon hingehen müssen, um die auf dem Zettel angegebene Anzahl Schritte abzuschreiten.

Am nächsten Tag packte ich Schokolade und Cola in den kleinen Rucksack und machte mich auf den Weg. Gut sechs Kilometer lagen vor mir, die am Arctic Henge vorbei und

quer in die Melrakkaslétta hineinführten. Obwohl sich die letzten Augusttage wacker hielten, war das Wetter heute herbstlich, die Sonne gelber als sonst, die Farben intensiv und der Himmel ganz weit oben. Beim Arctic Henge legte ich eine Rast ein, setzte mich aufs moosbewachsene Geröll, verputzte die Schokolade und spülte sie mit Cola runter, danach steuerte ich geradewegs auf die Ebene zu, ostnordost, bis ich die Stelle mit dem Kreuz auf der Karte erreicht hatte. Ich suchte lange, obwohl ich diesen kargen Teil der Gegend gut kannte. Großvater und ich hatten uns sehr oft hier oben rumgetrieben, damals. Lange her.

Endlich fand ich einen kleinen Steinhaufen, von Menschenhand zusammengetragen, und darunter lag er verborgen, der Schatz – eine Blechkiste, die mehr in sich barg, als ich ahnte, und die ich besser unter dem Steinhaufen hätte versteckt lassen sollen. Bestimmt hätte mich Großvater gewarnt, wenn er bei mir gewesen wäre. »Junge, lass mal«, hätte er gesagt. »Nicht alle Schätze möchten gefunden werden. Darum verstecken sie sich.«

»Wieso?«, hätte ich gefragt, und Großvater hätte mir erklärt, dass Schätze, die gefunden würden, per se keine Schätze mehr seien, und ich hätte ihn gefragt, was sie denn sonst seien, und Großvater hätte gesagt: »Sorgen.«

Aber Großvater war nicht bei mir. Weil er selbst unter der Erde lag und auch nicht hätte ausgegraben werden wollen. Und weil ich allein war, öffnete ich die Kiste, auch wenn mir mein Bauchgefühl sagte, dass ich die Finger davon lassen sollte. Schon an Lúlli Lenins Sessel herumgefummelt zu haben war ein Fehler gewesen. Bloß weil irgendwo ein Loch ist, sollte man noch lange nicht seinen

Finger hineinstecken. Aber so ist das nun mal: Einen Fehler muss man zuerst machen, bevor man sich eingestehen kann, einen Fehler gemacht zu haben.